

(Nachdruck verboten.)

40) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

„Man muß es dem Menzingen lassen, er ist rasch zur That,“ äußerte der erste Bürgermeister mit einem eigenthümlichen Lächeln. Es war das letzte laute Wort, das in der Rathsstube gesprochen wurde. Des Kommenden harrend, flüsterten die Herren nur dann und wann miteinander. Sie mußten lange warten. Endlich stieß ein Rathsdieners die Thür auf und meldete: „Gesandte vom Ausschuss bitten um geneigtes Gehör.“

Herr Erasmus neigte sein Haupt. Die Rathsherren, die bisher auf und ab gegangen waren oder in den Fensternischen beieinander gestanden, nahmen ihre Sitze wieder ein. Hereintraten Ritter Stephan, Valentin Jäckelamer, der Rektor der Lateinschule und etliche bürgerliche Mitglieder des Ausschusses. Ihre Mienen waren noch erhitzt von den Reden und Debatten auf dem Juden-Kirchhofe. Stephan von Menzingen ergriff als Obmann des Ausschusses das Wort und sprach mit laut schallender Stimme: „Ehrsame, günstige und liebe Herren! Die von dem Ausschuss berufene Gemeinde der Stadt hat beschlossen und thut Euch kund und zu wissen durch seine Abgesandten: In Erwägung, daß der Neuere Rath die Gemeinde vertreten soll, so muß er nunmehr aufgehen im Ausschuss und mit ihm sitzen, rathen und bessern. Diesen Schluß auszuführen, gewährt die Gemeinde den beiden Rätthen eine Frist von 24 Stunden.“

Die Rathsherren sprangen zornig von ihren Stühlen auf. Der erste Bürgermeister aber winkte ihnen mit der Hand zur Stille. Seine Mienen zeigten unerschütterte Ruhe. „Die Rätthe werden erwägen und beschließen,“ erwiderte er trocken. „Jahret fort!“

„Weiter begehret die Gemeinde von dem Innern Rathe, daß er die Beschwerden der Bauern ohne Verzug vornehme und durch Zugeständnisse sie beschwichtige, ehe sie der Stadt zu stark werden. Mit ihnen einen Vergleich zu schließen, dazu, so ist der Gemeinde Begehrt, soll der Innere Rath uns, dem Ausschuss, allsogleich Vollmacht erteilen.“

„Das wird nimmer geschehen,“ rief Konrad Eberhard mit kalt schneidender Stimme, und die Mehrzahl der Rathsherren rief es ihm nach.

„Haben's die Herren so hitzig, ei, so sperret die Fenster auf,“ drohte Jos Schad, der Gerber, der hinter dem Ritter stand.

„Auf dieses Verlangen, Herr Ritter, kann der Rath nicht eingehen,“ sagte von Muslor fest. „Es ist unmöglich.“

„Dem Willen ist nichts Menschliches unmöglich,“ äußerte der alte Rektor Bessenmayer.

„Es handelt sich hier nicht um unseren Willen, nicht um Rothenburg allein,“ nahm der erste Bürgermeister wieder das Wort. „Es wäre ein böses Beispiel, das wir mit unserer Nachgiebigkeit den Bauern der benachbarten Herrschaften gäben. Es würde unserer Stadt gar übel gerathen, wann die fremden Hintersassen sich auf das Beispiel Rothenburgs berufen könnten, und ihre Herren würden uns darob feindlich ansehen.“

„Umgekehrt wird ein Schuh d'raus,“ mischte sich Lorenz Knobloch vorwiegend ein. „Brot können die Herren essen, aber keins baden.“

„Donnerwetter,“ fuhr ihn der Rathsherr Hassel mit kirchrothem Gesicht an, „es thäte noth, daß dem Kerl einer über das ungewaschene Maul führe!“

„Wahret den eigenen Mund, Herr, daß Euch der Ausschuss nicht wegen Beleidigung zur Rechenschaft zieht,“ donnerte Stephan von Menzingen ihn an. „Recht aber hat er; denn schon brennt es ringsum, und darum ist es nothwendig, daß die Stadt mit ihren Bauern rasch sich vergleicht, ansonst bei uns eine Ruth sentstehet, die uns alle verzehrt.“

Mit einem Anflug von Rathos erwiderte aber Herr Erasmus: „Der Himmel behüte, daß der Rath von den Rechten der Stadt, die von den Altvordern her sind, ein Löffelchen vergiebt, es sei denn, daß der Schiedspruch des kaiserlichen Gerichts es ihm aberkennt.“

„Quos Deus perdere vult, dementat prius,“*) murmelte Valentin Jäckelamer, und Kilian Etschlich rief: „Gott's Tod, ich hab' ein Urtheil des Kammergerichts erstritten, und mein Recht ist mir zur Stund' nit worden vom Rath.“

„Ja, das ist's,“ ließ sich der Ritter wieder vernehmen und straffte seine ansehnliche Gestalt. „Zu viel des Unheils hat der Rath schon durch seine ungerechten und falschen Maßregeln über die Stadt gebracht. Der Ausschuss kann und darf ihn deshalb in jegigen gefährlichen Läufern nicht handeln lassen.“

Bei dieser unerböhrten Drohung, welche einen allgemeinen Sturm erzeugte, in dem alle gegen einander schrien, erhob sich der Altbürgermeister. Es trieb Ehrenfried Kumpf, dem bedrängten Rathe beizustehen. Er wußte wohl einen Mann, der geeignet wäre, zwischen der Stadt und den Bauern Frieden zu stiften. Er verhalte sich in seinem Hause; ihn solle man zu den Bauern schicken.

„Und wer ist dieser Wundermann?“ fragte Konrad Eberhard.

„Der Dr. Karlstadt ist's,“ antwortete Herr Ehrenfried unerschrocken.

Da geschah es, daß bei dem Namen, der die allgemeine Verwunderung der Rathsherren erregte und dem zweiten Bürgermeister ein grimmes Hohnlachen entlockte, Erasmus von Muslor zum ersten Male seine Selbstbeherrschung verlor. Er schnellte wie eine Feder von seinem Stuhle auf und rief mit gerötheter Stirn: „Wie, das böse WOC ist in der Stadt und in Eurem Hause verborgen, trotzdem er bei strenger Strafe ausgewiesen wurde? Wie wollet Ihr, ein Rathsherr, diese gräßliche Verletzung der Gesetze und Eurer beschworenen Pflichten rechtfertigen? Wie sollen andere die Gebote des Rathes achten, wenn Ihr, der einst die höchste Würde unserer Stadt bekleidet hat, sie mit Füßen tritt? Beim Himmel, das ist stark!“

Herr Ehrenfried erwiderte uneingeschüchtert: „Ich hab's gewagt, im Dienste Gottes und für Gottes Sache ihn zu schützen und zu herbergen. Karlstadt ist ein frommer und unglücklicher Mann und vorzüglich geschickt und vom Himmel begabt, um die Irrungen zwischen einem Rath, der Gemeinde und den Bauern zu schlichten. Ich kenne meine Pflichten gegen den Rath, ich erachte mich aber nicht gebunden, wo es gegen Gottes Wort und das Evangelium geht. Denn ich bin ein Christ und werde diesem allein gehorchen, so weit Leib und Gut reicht.“

„Höllenelement, wir sind so gute Christen wie Ihr,“ schnauzte der dicke Herr von Winterbach, und Konrad Eberhard setzte spitz hinzu: „Aber wir treiben keinen Priester aus dem Tempel und schänden ihn nicht durch Wilderstürmerei.“

Damit erhoben sich die Herren vom Rathe und schickten sich an, die Stube zu verlassen. Der Altbürgermeister vertat ihnen jedoch den Weg. „Ich lasse Euch mit nichts, es sei denn, daß Ihr die Ausweisung aufhebet,“ rief er. „Das möget Ihr von einem Rath am jüngsten Tage erwarten,“ beschied ihn Herr Erasmus. „Ruthet uns nicht zu, daß wir über unsere gute Stadt die Ungnade und Strafe des Kaisers, der Fürsten und Reichsstände bringen, noch soll er den gemeinen Mann vollends zum Aufruhr anstiften, wie er es allerwärts gethan, wo er gewohnt und gepredigt hat. Wendet Euch an den Ausschuss, der hat ja jetzt die Gewalt.“

„Ist das Eure Meinung, Herr Bürgermeister?“ rief Stephan von Menzingen und entfaltete seine Arme, die er bisher über der Brust gekreuzt hatte. „Wohl, wohl! Ich bürgere Euch dafür, Herr Ehrenfried, daß der Ausschuss den Dr. Karlstadt in der Stadt umgehen und sein Abenteuer bestehen lassen werde, so er sich zu Recht erbietet.“

„Wir aber, der Rath, waschen unsere Hände in Unschuld,“ erklärte Erasmus von Muslor und eilte mit seinen Kollegen aus der Rathsstube.

Fünftes Kapitel.

Frau von Muslor wartete mit dem Mittagessen schon länger als eine Stunde auf ihren Gemahl. Während sie, zuweilen seufzend, die Daumen ihrer fleischigen Hände umeinander drehte, schaute ihre Tochter vom Fenster des Speisenzimmers nach dem Vater aus. Vor dem Rathhause stand ein

*) Denjenigen, welche Gott verderben will, verwirrt er vorher den Verstand.

Haufen Neugieriger, welche auf das Ergebnis der gemeinsamen Sitzung der beiden Räte harrten. Schon seit dem frühen Morgen waren sie versammelt. Von den Leuten auf der sonst so stillen Herrengasse — es waren vorwiegend Handwerker in ihren Arbeitsanzügen — wanderten die mattblauen Augen Sabine's zum Himmel, an dem leichte, weiße Wölkchen schwebten, und blieben zuletzt an dem Storchnest auf der Thurmspitze des Rathhauses hängen. Es war ein uraltes Nest, dessen Bewohner heuer früher als in anderen Jahren zurückgekehrt waren. Einer von den Frühlingsboten, die von der städtischen Jugend stets mit Jubel begrüßt wurden, stand in dem Neste und die Bewegung seines Kopfes deutete darauf hin, daß er die alte Heimstatt, welche von den Winterstürmen übel zugerichtet sein mochte, auszubessern beschäftigt war. Eben kam sein Genosse auf weit gespannten Schwingen daher, umkreiste das Nest und ließ sich auf dessen Rand nieder. Vielleicht brachte er Baumaterial oder Nahrung und erzählte dann von dem, was er draußen erfahren. Denn er bewegte lebhaft den langen rothen Schnabel.

Wie Sabine ihnen zuschaute, stieg in ihren sonst so gleichgültigen, ja gelangweilten Augen etwas Träumerisch-schneidiges auf. Ihre Freundin lehnte mit gekreuzten Füßen in einem Sessel und las in einem fliegenden Blatte. Die breitgerundeten Spitzen ihrer über den Beinen gepufften Schuhe tauchten unter dem Saum des dunkelblauen, mit Silber gegürteten Wollkleides hervor. Das aufgeflochtene Haar krönte wie ein Diadem ihr Vorderhaupt. Das zu Nürnberg gedruckte Blatt erzählte von einer jungen, römischen Kaiserin, die mit einem Ritter ihrem alten Gemahl die Ehe bricht, wovon diesem ein Horn auf der Stirn wuchs, und wie es die Ehebrecherin durch die List, daß sie sich vor den Augen des Betrogenen von ihrem Liebsten mit Gewalt unarmen läßt, es möglich macht, sich rein zu schwören, ohne daß ihr das Bild der Wahrheit die Finger abbeißt, die sie dabei in dessen Mund legen muß, worauf dann das Horn von der Stirn des alten Kaisers abfällt. Der derbe Poet war ein wunderlicher Frauenlob, den er zu Anfang seines Gedichtes anruft; denn zum Schlusse legt er es dem alten Kaiser selbst in den Mund, daß man die Frauen nicht schmälen dürfe, wenn sie manchen weisen Mann zum Thron machten. Er würde dadurch nicht weiser. Durch Frauenliebe hätte sich Adam schwer versündigt, sei Troja zerstört, Holofernes getödtet und der starke Simson geblendet worden. Auch Aristoteles hätte sich aus Liebe vergangen, sowie der große Alexander, Absalon, König David und der weise König Salomon.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei den „sächsischen Papageien“.

Von Werner Groß (Görlitz).*)

An einem herrlichen warmen Juninachmittag kam ich endlich dazu, in Ausführung eines längst gehegten Planes, der Erlaubniß des Herrn von Prosch auf Ober-Sohland, seine freiliegenden Papageien zu besichtigen, Folge zu leisten. In Begleitung zweier älteren, gleichfalls für die aus der „Gesiederten Welt“ bekannten Verfasser des genannten Herrn sich lebhaft interessirenden Vogelfreunde legte ich die kurze Bahnstrecke von hier (Görlitz) nach Reichenbach und den schönen Weg durch üppige Wiesen, Feld, Busch und das lang im baumreichen Thal sich hinziehende stattliche Dorf Sohland zurück, bis wir in dem romantisch dicht am Fuß des Rothstein gelegenen Schloßchen des Herrn von Prosch anlangten. Schon unmittelbar vor dem Gutshof begrüßten uns freischend von einem Apfelbaum herab zwei Mönchs-sittiche, ein trotz unserer darauf gerichteten Erwartung so eigenartiger Anblick, daß wir einen Augenblick lang die fremden Vögel garrnicht erkannten.

Wald bot sich uns ein noch interessanterer Anblick. Aus dem schattigen Gebüsch trat vorsichtig eine stattliche Truthenne, gefolgt von sechs flinken Jungen, welche eifrig nach Nahrung suchten, mitunter auch in hohen Luftsprüngen irgend ein fliegendes Insekt zu erfassen strebten. Zuletzt erschien auch ein prächtig schillernder Truthahn, das Haupt der Familie. Aber bei jedem stärkeren Geräusch suchte die ganze Schaar schon das schützende Gebüsch. Es waren wilde, amerikanische Truthühner, das Weibchen das Geschenk eines Freundes von Herrn von Prosch, das Männchen

hinzugekauft. Unter einer Fichte hatte die Henne über ein Dutzend Eier gelegt und sorgsam bedrückt, und eines Tages hatte sich auch der Hahn, durch ihren Eifer zu gleichem Thun angeregt, neben ihr seßhaft niedergelassen. Damit nun sein Beginnen nicht fruchtlos bleibe, trieb ihn sein Besizer eines Abends mit größter Vorsicht in ein vorbereitetes dunkles Stallgemach und setzte den über seine rasche Erregung nach Art dieser Vögel vollständig Verdünnten zunächst auf eine Wage (er wog 42 Pfund) und dann schnell auf ein Nest mit Hühnerstreu. Diese hat denn der so Bergewaltige in seiner Abgeschlossenheit auch getreulich bedrückt; aber die Freuden der Vaterkraft waren ihm trotz dreiwöchentlichen „heißem“ Bemühens nicht als Lohn beschieden, da sämmtliche Hühnchen noch im Ei nach fast vollendeter Entwicklung, wohl in Folge der allzu großen Hitze, gestorben waren. Das merkwürdigste dabei ist aber, daß der Truthahn in den vollen drei Wochen nicht einmal gefressen hat, wie Herr von Prosch mit untrüglicher Sicherheit beobachtet konnte; er begnügt sich alle zwei Tage mit einem Trunk Wasser. — Aus den dreizehn Eiern der Henne im Freien kamen leider nur sechs Hühnchen aus, da die am weitesten rings nach außen liegenden Eier, welche die Henne nicht genügend vor Kälte und Kälte schützte, in der letzten Nacht vor dem Auskriechen einem gewaltigen Gewittersturm und Platzregen zum Opfer fielen. Um so besser gedeihen nun die sechs glücklich auskommenen Jungen, und zwar fast ohne jede menschliche Pflege, während besamtlich die Jungen der zahmen Truthühner für außerordentlich zart und weichlich gelten. Schon jetzt im Alter von vierzehn Tagen pflegen sie des Abends auf das wohl fünf bis sechs Meter hohe Verandabach aufzubäumen.

Unter so interessanten Wahrnehmungen und Erzählungen aus unseren Lieblings- und anderen naturwissenschaftlichen Gebieten war die zur Abkühlung von des Marz'schen Hitze nöthige Zeit verfloßen; nun ging's zum eigentlichen Ziel unseres Ausfluges, zu den Mönchs-sittichen. Ueber den Gutshof mit seinem schönen Sportgeügel führte uns der Hausherr in ein Nebengebäude.

Vor der Thür der Vogelstube wurde Halt gemacht, um durch ein darin angebrachtes Beobachtungsloch die Papageien am Nest zu belauschen, wie sie aus- und einschlüpfen. Ein träftiger Rud an der Thürschwelle brachte dann die ganze in der Niststube befindliche, ziemlich schieue Gesellschaft unter lautem Kreischen zum Ab- und Ausfliegen durch die enge Flugöffnung des Fensters. In der Niststube stellten sich uns die Nester zunächst als scheinbar regellos in Wipfeln von gegen die Wände gestemmten Birkenstämmen angehäufte mächtige Reisigklumpen dar; bald aber zeigte sich auch hier eine höchst sinnreiche und kluge Anordnung. Die Nester sind erbaut aus unzähligen, bis 1/2 Meter langen bis fingerstarken Reisern, mit Vorliebe gewählt von den dornigen, zu diesem Zweck im Garten gebildeten Akazienbüschen (Robinia). Diese Reiser werden nicht etwa am Boden zusammengeführt, sondern vom Strauch abgebissen, entblättert und dann mit dem Schnabel an einem Ende gepackt und so in senkrechter Richtung im Flug in die Nistkammer befördert, während doch andere bauende Vögel ihre Nisthalme und Zweige in der Mitte zu fassen pflegen. Am nun mit so ungefügem Material durch den engen Zugang zur Nistkammer gelangen zu können, setzten sich die klugen Vögel beim Anflug jedesmal zuerst auf den unteren Rand der Oeffnung, fassen den Zweig mit der Pfote und sädeln denselben dann allmählich mit Schnabel und Pfote nach innen hinein. Am schlagendsten beweisen die Vögel ihre Klugheit dadurch, daß sie jeden Abend eine von Mäusen gefressene Oeffnung an der unteren Thürede mit Dornreisig verbauen, um den Rägern den Zugang zu den Nestern und zum Futtertisch abzuschneiden.

Fünf bis sechs Nester waren mit je sechs Jungen in allen Stadien besetzt, so daß Herr von Prosch mit einem Bestand von einigen vierzig Sittichen in den Winter zu gehen hofft. Eine Art Mischschlag in die allgemeine Papageien-Höhlenbrüter-Natur ließen wohl zwei Paar erkennen, welche an der Wand befestigte Nistkasten benutzt hatten, freilich auch diese nicht ohne Reisig-Auspolsterung. Im Vorjahre hatte ein Paar sein Nest außen an einer Hausdecke erbaut, mit Benutzung des etwas vorspringenden Daches und einer Dachrinnebiegung. Dies Nest, welches später durch seine eigene Schwere (18 Pfund) seinen Untergang fand, hatte natürlich in seinen vielen Höhlungen mehreren Sperlingspaaren willkommene und billige Wohnungsgelegenheit verschafft. Infolge der bekannten, lächerlichen Nestbauart derselben sah man nun aus dem Reisiggewirr mehrfach Heu- und Strohbüschel hervorragen, und es ist nicht unwahrscheinlich, wie Herr von Prosch auseinandersetzte, daß die Berichte der Reisenden über Auspolsterung der Mönchs-sittichnester mit weichem Material auf ähnliche Vorgänge und nicht ganz genaue Beobachtung zurückzuführen sind. Jedenfalls haben die Papageien in Sohland trotz reichlicher Gelegenheit nie andere Niststoffe verwertet als Reisig. Im Frühjahr finden stets zwischen den Männchen ernste Streitigkeiten um den Besitz der Weibchen statt, welche oft mit dem Tod des einen Kämpfers enden. Während unserer Beobachtungen an den Nestern hatten sich draußen am Fensterorbau die rechtmäßigen Inassen der Stube größtentheils verarmelt und gaben ihrem gerechten Unwillen über die Störung durch lautes Kreischen deutlichen Ausdruck.

Ein durch Drahtnetz abgetrennter Theil der Stube dient nebst einer anstoßenden Kammer Herrn v. Prosch zu seinen Kanarienzuchtwahl-Versuchen. Auch hier waren zahlreiche Nester mit Eiern und Jungen besetzt. Diese schon seit zwölf Jahren betriebenen Ver-

*) Aus der von Karl Ruz herausgegebenen Wochenschrift für Vogelliebhaber, Züchter und Händler „Die gesiederte Welt“ (Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung).

suche haben unter anderem den Erfolg, daß der Garten des Herrn v. Prosch jetzt jährlich eine große Zahl Nester von vollkommen eingebürgerten, der Stammform ganz ähnlich gewordenen Kanarien aufweist, welche von weitem den Weibchen der Buch- und Grünsinken sehr ähnlich sehen und eigentlich nur noch an Gesang und Lokton als Kanarienvogel zu erkennen sind. Ganz besonders reizend soll sich der trotz alledem schön gebliebene Gesang der Männchen zur Winterzeit anhören. In hohem Grade interessant ist auch die Wahrnehmung des Herrn v. Prosch, daß allherbstlich ein Theil der freien Kanarien sich unter die schweifenden Schwärme der wilden Finkenarten (Stieglitz, Zeisige u. a. mischt) und mit ihnen wohl die große Wanderung antritt.

Krüher hatte Herr von Prosch auch Kardinalen im Freien gezüchtet. Durch ihre unleidliche Jansucht und Unverträglichkeit aber machten sie sich allmählig so unangenehm, daß sie abgegeben werden mußten. Das gleiche Loos folgte, aber aus fast entgegengesetztem Grund, nämlich allzu große, auch im Freien bleibende Zähmheit, fast Zubringlichkeit, die Blumenansitzliche, trotzdem sie schon erfolgreich in einem hohlen Birnbaumstamm genistet hatten. Sie waren durch kein Mittel davon zurückzuhalten, in jedes offene Fenster einzudringen und dann im Zimmer Unordnung zu schaffen.

Endlich räumten wir den Papageien wieder das Feld und begaben uns noch einmal in den Garten. Auf einer Pflanze nahe am Eingangsfenster hatte die Papageienschaar im obersten Wipfel einen Wächter zurückgelassen, um, wie Herr von Prosch sagte, die Kameraden von unierem Gehen und Kommen zu benachrichtigen. Die Wichtigkeit dieser Bemerkung bestätigte sich sofort; denn kaum entfernten wir uns, als der Sittichposten seinen Genossen auf papageiisch ein Signal gab, worauf sie sämtlich angeschwärmt kamen, um die etwaigen Folgen unseres Besuchs in der Niststammer zu besichtigen. Im Garten waren wieder einzelne Mönchsfittige beschäftigt, sich aus dem kurzgeschorenen Rasen Habichtsträuter zu suchen, welche sie sehr zu lieben scheinen. Im übrigen sollen die Vögel an Obst oder Pflanzen kaum einen nennenswerthen Schaden verursachen. Wie weite Ausflüge sie bisweilen unternehmen, zeigt der Umstand, daß einzelne schon bei Penzig (Luftlinie etwa 24 Kilometer) gesehen wurden. Heute erzählt mir der Kustos der hiesigen Naturforschenden Gesellschaft (Görlich), Herr Dr. von Rabenau, daß auch in unserer nächsten Umgebung (Luftlinie etwa 14 Kilometer) die „sächsischen Papageien“, wie sie im Volksmund schon heißen, gesehen wurden. —

Kleines Feuilleton.

ss. Ueber die soziale Rolle des Propheten Jesaias giebt Carl Niebuhr in der „Orientalischen Literatur-Zeitung“ eine Untersuchung wieder, die auf die Stellung dieses Propheten und auf die Deutung der von ihm erhaltenen Ueberlieferungen ein ganz neues Licht wirft. In seinen Mahnrufen an das Volk Israel betont der Prophet verschiedentlich, daß der „Mund Jehovas“ durch ihn spreche. Dies soll nach Niebuhr eine ganz bestimmte Bedeutung gehabt haben im Gegensatz zu dem „Munde des Königs“, als den sich die mächtigen jüdischen Adligen und Priester betrachteten. Der Prophet Jesaias befand sich zu diesen in einem scharfen Gegensatz der sozialen Anschauungen und Bestrebungen. Damals wurden die beiden jüdischen Königreiche, sowohl Juda als Israel, von den Assyriern unter ihrem Könige Tiglat Pileser III. von Syrien aus ernstlich bedroht, so daß der König Ahas von Juda bereits an eine freiwillige Huldigung vor dem assyrischen Könige dachte; die Adels- und Priesterge schlechter aber widerstrebten dieser Keigung des Königs ebenso entschieden, wie Jesaias dieselbe unterstützte. Dabei kam nun noch eine ganz besondere Rücksicht in betracht. Der assyrische Eroberer Tiglat Pileser war nämlich durch eine Art von Bauernaufstand auf den Thron gelangt, und seine Herrschaft beruhte demnach auf der Einziehung des Großgrundbesitzes und auf der Niederhaltung des Adels und der Priester. Jesaias als Volksmann war für eine ähnliche Ordnung der Dinge begeistert und rieth dem Könige Ahas, in Juda ebenso zu verfahren und sich damit zugleich die Gunst des assyrischen Königs zu sichern. So verführerisch dieser Vorschlag für den König in seiner damaligen Bedrängniß gewesen sein mag, so war der Widerstand des Adels und der Priester doch noch mächtiger. Es sind sogar Anzeichen dafür gegeben, daß sich der Prophet Jesaias einen assyrischen Agitator für die Sache der Bauern und des assyrischen Königs zum einflussreichen Vorbilde genommen haben mag. Nach den biblischen Schriften machte diese Politik sozialer Umwälzung, an deren Spitze Jesaias stand, bis 722 v. Chr. Fortschritte, dann aber erreichte sie zugleich mit dem Sturz Tiglat Pilesers durch die assyrische Reaktion ihr Ende. Von dieser Zeit an kamen Adel und Priester in Juda wieder zur Herrschaft, und seit dem werden auch die Reden Jesaias düster und hoffnungslos: „Deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen alle gern Geschenke, und trachten nach Gaben, dem Waisen schaffen sie nicht Recht, und der Wittwen Sache kommt nicht vor sie.“ —

— Ueber den Umgang mit Kühen. Aus Kopenhagen berichtet die „Allgemeine Zeitung“: Herr Jörgen Petersen, Vorsteher der landwirtschaftlichen Schule in Dalum, hat eine Schrift herausgegeben, in der er mittheilt, daß Dänemark zur Zeit circa eine Million Milchkühe besitzt, die sich folgendermaßen auf die ver-

schiedenen Bestände vertheilen: 130 000 Bestände haben 1—9 Kühe, 50 000 Bestände zwischen 10 und 99 Kühen und 650 Bestände haben mehr als 100 Milchkühe. Diese Million Kühe produziert jährlich 4000 Millionen Pfund Milch, und mit dem Melken der Kühe sind 200 000 Personen ganz oder zum Theil beschäftigt. Welches Stadtkind denkt wohl daran, daß das Melken eine Kunst ist, die gelernt sein will, wenn dem Landmann nicht ganz ungeheurer Schaden erwachsen soll. Es gilt, die Kuh ganz auszumelken, da die letzten Strahlen die fetteste Milch geben, sodas z. B. 172 Pfund Milch der ersten Strahlen ein Pfund Butter geben, während von den letzten Tropfen nur 12 Pfund zu einem Pfund Butter nöthig sind. Und Herr Petersen giebt dementprechend eingehende Anweisungen. Vor dem Melken, sagt er, muß die Kuh zunächst „freundlich gestimmt“ werden, durch liebevolles Zureden, Streicheln u. s. w. Während des Prozesses „will sie Ruhe haben“, lautes Sprechen und Lärm ist zu vermeiden, „ein gutes, ermunterndes Lied dagegen ist wohl angebracht“, und nach Beendigung der Arbeit „muß die Kuh wieder ein paar freundliche Worte und Liebesworten als Dank für die Milch erhalten“, denn „sie quittirt für alle Unbehaglichkeiten, indem sie weniger Milch giebt.“ —

Archäologisches.

— Voriges Jahr wurden in Ain, in der Nähe von Coligny in Frankreich zahlreiche Reste einer umfangreichen Bronzetafel gefunden. Daß diese Stüde aus römischer Zeit (etwa aus dem 2. bis 3. Jahrhundert) stammten, ging aus der Schrift und aus den Zahlen hervor, die Worte waren dunkel. Doch wurde schon so viel bei der ersten Ausgabe festgestellt, daß es sich um einen keltischen Kalender handele. Nun hat Seymour de Ricci die Inschrift einer erneuten Prüfung unterzogen und gelangt durch geschickte Aneinanderfügung der Trümmer zu Ergebnissen, die das bis jetzt unbenannte Gebiet der keltischen Zeitrechnung ein wenig aufhellen. Die 12 Monate spalten sich in zwei Theile, der erste hat 15, der zweite 14 bis 15 Tage. Am Beginn der ersten Reihe steht der betreffende Monatsname, über der zweiten steht regelmäßig atenoux, worin de Ricci wohl richtig die Vollmondsnacht sieht (noux = nox = $\nu\delta\zeta$). Ohne große Mühe ließ sich die Reihenfolge der Monate ausfindig machen, und so kam für das Jahr eine Zahl von 355 Tagen heraus. Da nun der Kalender sich auf eine Reihe von mindestens fünf Jahren erstreckte, so mußte man, weil die gewöhnliche Jahreslänge zu kurz ist, irgendwo einen Schaltmonat vermuthen; es hat sich herausgestellt, daß ein solcher (ciallos genannt) alle $2\frac{1}{2}$ Jahre eingeschoben wurde. Merkwürdig ist, daß links neben jedem Tage ein Loch durchgeschlagen ist; dieses diente, wie sofort richtig erkannt wurde, zur Aufnahme eines Stäbchens, das den jeweiligen Tag anzeigen sollte. Auch finden sich bei vielen Tagen rechts keltische, oft wiederkehrende Worte eingetragen, die wahrscheinlich auf Feste und andere religiöse Handlungen hindeuten. Diese Beischriften, sowie auch die Monatsnamen werden wohl noch lange der Deutung harren; eher ließe sich herausfinden, welchen Jahreszeiten die einzelnen Monatsnamen entsprechen und inwieweit die vorliegende Zeitrechnung von der römischen abweichend ist. —

Medizinisches.

— Die ägyptische Augenkrankheit. Prof. Greeff hat kürzlich in der Berliner medizinischen Gesellschaft einen Vortrag über akute Augenepidemien gehalten, dessen wesentliche Punkte werth sind, allgemein bekannt zu werden. Mit ziemlicher Regelmäßigkeit verbreitet sich von Zeit zu Zeit die erschreckende Nachricht, in diesem oder jenem Bezirke sei die ägyptische Augenkrankheit ausgebrochen. Glücklicherweise liegt jedoch in der That die Sache nie so schlimm. Schon die Kunde, daß die Krankheit plötzlich ausgebrochen sei und mit unheimlicher Geschwindigkeit um sich greife, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß es sich nicht um die mit Recht so gefürchtete Seuche handelt. Diese wird nicht so leicht von Person zu Person übertragen; ihr Ansteckungsstoff haftet vielmehr an ganz bestimmten Orten und Bezirken, in denen sie seit Jahrhunderten, ja vielleicht seit Jahrtausenden, bald eine größere, bald eine kleinere Anzahl von Individuen befallt. Sie tritt also nicht epidemisch, sondern endemisch auf. Im einzelnen Falle macht sie sich sehr allmählig geltend, so daß die befallenen Personen oft lange nichts von der Krankheit merken. Bald stellen sich indeß größere Beschwerden ein, und wenn nicht im Verlauf von Monaten die gänzliche Heilung eintritt, so können die Kranken zeitweilig an den üblen Folgen, die sich bis zur totalen Blindheit steigern können, zu leiden haben. Die akuten Augenepidemien verhalten sich in jeder Hinsicht anders und sind daher leicht von der ägyptischen Augenkrankheit zu unterscheiden. Sie sind in hohem Maße ansteckend, und verbreiten sich daher oft in wenigen Tagen über eine ganze Schule oder dgl. Sie sind es, die oft zur Verbreitung des Gerüchts vom Ausbruch der ersteren Krankheit Veranlassung geben. Ihr Verlauf ist jedoch stets gutartig, so unangenehm die Symptome auch sein können. Diese bestehen in reichlichem Thränenfluß, lebhafter Entzündung der Bindehaut, Schmerzhaftigkeit, Lichtscheu der Lider u. s. w. Diese Erscheinungen stellen sich meistens sehr plötzlich ein, kommen häufig über Nacht, so daß die Patienten am Morgen die Augen wegen starker Lidanschwellung nicht öffnen können. Das erregt dann natürlich große Besorgniß, die aber gänzlich unnöthig ist, da die Krankheit mit all ihren Beschwerden in zwei bis drei Wochen vorüber zu sein pflegt. —

Aus dem Thierleben.

ie. Wie schnell die Fische wachsen, ist bisher durch Beobachtungen nicht ganz genau ermittelt worden. Es ist daher von Werth, daß A. Penion in einem kürzlich veröffentlichten Lehrbuch der Fischzucht einige Beobachtungen über das mittlere Wachsthum einzelner für die Fischzucht in Frage kommender Arten mittheilt. Leider erstrecken sich diese Beobachtungen nur auf das Wachsthum des Gewichtes innerhalb der ersten 5—7 Jahre, in welcher Zeit das Wachsthum gewiß nicht etwa abgeschlossen ist. Der Karpfen hat im Alter von einem Jahre ein Durchschnittsgewicht von 18 Gramm, das im zweiten Jahre bis 80, im dritten auf 500, im vierten auf 750—800 u. f. w. steigt, bis er im siebenten Jahre ein Gewicht von 4,6—5,2 Kilogramm erreicht hat. Eine einjährige Karausche wiegt 12—15 Gramm, im zweiten Jahre wiegt der Fisch 50—55, im dritten 380—400 Gramm, im fünften Jahre 600—650. Der Giebel oder die Goldkarausche erreicht schon im vierten Jahre ein Gewicht von 600—720 Gramm. Der Goldkarpfen, der gewöhnliche Goldfisch, ist in seinem ersten Jahre bedeutend schwerer als seine bereits genannten Verwandten (37 Gramm), erreicht aber erst im sechsten Jahre ein Gewicht von 650—670 Gramm. Eine Schleie wiegt einjährig 10—14 Gramm, zweijährig 60, dreijährig schon 285 Gramm, in vier Jahren 410 Gramm. Der Hecht hat von den hier aufgeführten Fischen von der frühesten Jugend an das größte Gewicht und wächst auch am schnellsten. Ein junger Hecht von einem Jahre wiegt bereits 50—150 Gramm, ein zweijähriger 600 bis 850 Gramm, ein dreijähriger bereits 2000—3000 Gramm, während der Hecht im vierten Lebensjahre 4—5 und im fünften 6—7 Kilogramm erreicht. Besonders auffallend ist das schnelle Wachsthum der Hechte in den ersten drei Jahren. Der Sal wächst bedeutend langsamer, nur wenig schneller als die Karausche, die er erst im vierten Jahre an Gewicht überholt. Die Forelle hat fast dieselben Gewichtszahlen in ihrem ersten Lebensjahre wie die Schleie. Eine Brasse wiegt im ersten Jahre soviel wie ein Aal oder eine Karausche desselben Alters, bleibt dann aber im Wachsthum etwas zurück und wiegt im vierten Jahre 450 bis 500 Gr. Die Flussharbe hat ein schnelles Wachsthum, das dasjenige des Karpfens übertrifft und nur vom Hecht bedeutend überholt wird; dieser Fisch wiegt schon im Alter von 5 Jahren gegen 2 Kilogramm. Im allgemeinen scheint die Gewichtszunahme während der ersten beiden Jahre am geringsten zu sein, während sie vom zweiten bis dritten Jahre am schnellsten wächst. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Eine Krankheit des Ölbaumes bedroht seit einigen Jahren die Olivenernte in manchen Theilen Italiens; der Ertrag ist bereits bedeutend zurückgegangen, so daß man sich auf eine Vertheuerung des echten Olivenöls allmählig gefast machen kann, falls nicht die Öl bäume in Südfrankreich, in Tunis und Spanien den Ausfall zu decken vermögen. Die Krankheit offenbart sich zunächst darin, daß schon im Frühjahr zahlreiche Blätter von den Öl bäumen zu fallen beginnen, und diese Entlaubung schreitet im Sommer und Herbst noch weiter vor. Die Blüthe der Bäume wird dadurch nicht beeinträchtigt, wohl aber die Reife der Früchte, von denen viele vorzeitig abfallen. Die Oliven, die am Baume bleiben, sind, abgesehen von der Verminderung der Zahl, von sehr unterwerthiger Güte und liefern ein mittelmäßiges Öl. Die Krankheit greift immer weiter um sich. Die wissenschaftlichen Untersuchungen haben auf den abfallenden Blättern das Vorhandensein eines Pilzes (Cycloconium oleagium) festgestellt, der runde Flecke darauf erzeugt, im Volksmunde als Pflaumenraude bezeichnet. Das erste Auftreten des Pilzes in Italien wurde 1889 beobachtet, in Frankreich seit 1891, in letzterem Lande scheint er aber noch nicht so verbreitet zu sein. Der Pilz ist die einzige Ursache der Krankheit, die sich auch auf die Früchte wirft. Man benutzt dagegen mit Erfolg Vorbelaiferbrühe. —

Technisches.

— Fässer aus Stahl. Nachdem es gelungen ist, die Herstellung von Fässern aus Stahl nach der Seite hin zu vervollkommen, daß man denselben nunmehr jede gewünschte Ausbuchtung verleihen kann, während sie bisher nur die rein zylindrische Form hatten, verdrängt das Eisen das Holz auch aus der Böttcherei! Stahlfässer werden bereits in Gebinden von 90 bis 900 Liter und mehr Inhalt angefertigt. Als besondern Vorzug derselben rühmt man die Art der Verspundung. Die Verstärkung für das Spundloch ist im Innern angebracht; ein äußerer Vorsprung wird dadurch vermieden. Der Spund läßt sich bewegen oder herausziehen oder unmittelbar durch einen eben so dicht wie der Spund schließenden Hahn ersetzen. Die Spundlöcher sind, wenn einmal verschlossen, für Del, Flüssigkeiten, Dampf undurchdringlich, sogar bei unvorsichtiger Behandlung, wie sie ja bei der Beförderung belanntlich nicht selten ist. Ereignen sich bei der Beförderung etwa Unfälle, so werden die Spunde dadurch nicht verrückt; sie lassen aber leicht sich versiegeln und bieten eine Gewähr gegen Verlust aller Art, sowie gegen Desaubationen. Ganz besonders aber eignen sich stählerne Fässer für Alkohol, Oele, Petroleum und Schmiermittel. Die stählernen Petroleumfässer haben die gleiche Größe und Form, sowie das nämliche Gewicht, wie hölzerne, bieten aber den Vortheil, je 225 Liter zu fassen, gegen 180 Liter des

hölzernen. Um 90 Hektoliter Petroleum zu befördern, braucht man also nur 40 Stahlfässer, aber 50 Hölzfässer. Auch braucht man nicht auf jeder Niederlassung eine Böttcherei zur Instandhaltung der Fässer, wenn man stählerne verwendet. Dazu kommt noch, daß Form, Größe und Gewicht des Stahlfasses stets unverändert bleiben, die Tara gilt also ein für alle Mal, wogegen das hölzerne Faß durch Aufsaugung des Inhalts immer schwerer wird und infolge von größeren Ausbesserungen, wie Wechsel der Dauben, Erneuerung des Bodens etc., seinen Inhalt verändert. —

Humoristisches.

— Eine Künstlerin. Fad: „Wie geht es Ihrer Schwester mit ihren Singübungen?“

Citti: „Besser, heute konnte Papa zum ersten Mal die Watte aus seinen Ohren herausnehmen.“ —

— Der eifrige Geschäftsmann. Karl: „Nun, Emil, bist Du denn glücklich mit Deiner jungen Frau?“

Emil: „Eine reizende Frau! Kann ich jedem empfehlen.“ —

— Beim Morgenkaffee. Gelehrter (die Frühstücks-tasse in der Hand): „Ein herrlicher Trank! Weißt Du, Lenken, nun sind es gerade 236 Jahre, daß der Stoffee zu uns nach Deutschland gekommen!“ — Frau (nachdenklich): „Kein, wie doch die Zeit vergeht!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Auf dem Wege von Turnow nach Drachhausen befindet sich folgende Bekanntmachung, die der „Stottb. Anz.“ genau nach der Schreibart wiedergibt:

Polizeiverordnung.

das befahren dieser Lehm-
bahn bei nasser Witterung,
ist bei gesetzlicher Strafe
verboten.

Die Polizeiverwaltung. —

— Eine große Dampf mahl mühle in Arnswalde ist vollständig niedergebrannt. Große Vorräthe von Getreide und Mehl wurden ein Raub der Flamen. —

— Wie blödes Zeug in den deutschen Korps getrieben wird, dafür lieferten die „Pavaren“ in Karlsruhe ein neues Beispiel. Die Polizei beschlagnahmte dieser Tage eine Sammlung, die sie sich in Abort ihres Korpshauptes angelegt hatten. In bunter Mannigfaltigkeit prangten an den Wänden des intimen Gemaches Firmenschilder, Verbots- und Warnungstafeln, ja selbst Laternen, insgesammt 65 Stück — die Tropfäen nächstlichen „Miß“. Schon seit langem sahnete die Behörde nach den Urhebern des groben Unfugs, von dem der Polizeibericht fast täglich zu melden wußte. —

— Vor zwei Monaten wurden in Nürnberg bei Buchhändlern „unsittliche“ Bilder und Ansichtspostkarten beschlagnahmt, in einer Buchhandlung allein 20 000 Ansichtspostkarten. Strafmandate folgten. Jetzt wurde dieses Verfahren in zahlreichen Geschäften wiederholt, auch Zigarrenhändler, Großhändler, Lichtdruckanstalten etc. wurden beglückt. Dabei ging die Polizei noch viel strenger vor wie beim ersten Mal. Beschlagnahmt wurden u. a. auch Bödlin's Susanne im Wade, Malari's Jagdzug der Diana, Rautendelein von Prof. Exter, Tizian's schlafende Venus, ferner die bereits zweimal freigegebenen Chimahbilder. Die Durchsichtung der Geschäfte besorgten zwei Polizeikommissare. Gegen sämtliche Firmeneinhaber wird ein Verfahren wegen Sittlichkeitsvergehen eingeleitet. —

— Ein österreichischer Militärballon verunglückte bei Bienenz (Mähren). Er wurde 7 Kilometer durch den Wald geschleift, bis die Gondel abriß. Die Insassen wurden gerettet. —

— Ein Hauptmann der Garnison in Hermannstadt (Siebenbürgen) erstach einen Dragoner-Oberlieutenant, den er bei einem Rendezvous mit seiner Ehefrau überraschte. —

— Eine furchtbare Feuersbrunst äscherte die Stadt Twerch im Gouvernement Kowno (Polen) ein. Das Feuer war an vier Ecken der Stadt zugleich angelegt. —

— Am 20. Juli dieses Jahres ist auf den dänisch-wesundischen Inseln die Prügelstrafe und das Krummstücken für die Soldaten — auf dem Papiere wenigstens — abgeschafft worden. —

c. o. In den Vereinigten Staaten giebt es 4000 Schauspielerinnen, 35 000 Musiklehrerinnen und Virtuositinnen, 11 000 Malerinnen, 2800 Schriftstellerinnen, 600 Theaterunternehmerinnen und 890 Journalistinnen. —

— In Valparaiso fand Sonnabend Nacht ein heftiges, eine Minute währendes Erdbeben statt. Zu Concepcion und Talcahuano stürzten viele Häuser ein, andere wurden beschädigt. Die Einwohner verbrachten die Nacht auf den Straßen und Plätzen. Telegraphendrähte und Drähte anderer elektrischer Leitungen wurden abgerissen. Am Sonntag Nachmittag trat ein weiterer, heftiger Erdstoß ein. —